



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 12.

Erscheint in monatlichen Nummern.

36. Jahrg.

Laufende Nr. 410.

Hirschberg, den 1. Dezember 1916.

Band XV.

- | | | |
|--|--|---|
| <p>1. Der Hauptvorstand: Zu Piette's 70. Geburtstag.</p> <p>2. Professor Nafe (Hirschberg): Das Siebenbürgisch-Rumänische Grenzgebirge.</p> <p>3. O. Th. Stein (Dresden): Theodor Fontane im Riesengebirge. (Schluß).</p> <p>4. Adam, Geh. Sanitätsrat (Hlinsberg): Deutsche Wanderungen in das Riesengebirge.</p> | <p>5. Wilhelm Schuster, Pastor a. D. (j. Zeit im Felde): Die Fensterblumen im Riesengebirge.</p> <p>6. Wagnatsch (Glogau): Andreas Gryphius.</p> <p>7. Goldene Hochzeit eines Hauptvorstandsmitgliedes.</p> <p>8. Dr. Wiedemann (Görlitz) †.</p> <p>9. Heinrich Schubert (Schweidnitz): Der Scholzenberg bei Hirschdorf.</p> | <p>10. Sgfr. Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): Friesenstein.</p> <p>11. Fritz Vösch, Luftschiffer (im Felde): Kriegerisches Leben in Heide und Moor.</p> <p>12. Wilhelm Müller (Rüdersdorf): Wenn am Baum die Lichter brennen.</p> <p>13. Sgfr. Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): Entbehrliche Wanderernummern.</p> |
|--|--|---|

Zu Piette's 70. Geburtstag.

Am 30. November d. J. vollendete der K. u. K. Kommerzialrat Prosper von Piette-Rivage zu Marschendorf in Böhmen sein 70. Lebensjahr. Als Besitzer und Leiter großer Papierfabriken wirkte er bahnbrechend besonders in der Herstellung von Luxuspapieren, deren Absatzgebiet nicht nur auf Europa sich beschränkte. Seine Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter waren vorbildlich. Daneben aber richtete er sein Streben darauf, die Schönheiten seiner Heimat zu pflegen und zu erschließen. So wurde er einer der Gründer des österreichischen Riesengebirgsvereins und hat diesem, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Rotter und andern für dieselben Ziele begeisterten deutschen Männern, mehr als ein Menschenalter hindurch bis zum heutigen Tage seine hervorragende Tatkraft gewidmet. Daß er auch die von Rotter ins Leben gerufene, nun so glänzende bewährte, durch ganz Deutschland und Österreich verbreitete Einrichtung der Schülerherbergen aufs eifrigste förderte und mit stets offener Hand unterstützte, ist bekannt. Kennzeichnend für seine edle Sinnesart ist die Bescheidenheit, mit der er seine

großherzigen Handlungen und Opfer zu verhüllen strebte und allen öffentlichen Ehrungen aus dem Wege ging. Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß einer Promenade bei Johanniskbad und dem Wege, der oberhalb der Alten schlesischen Baude bei Grenzstein 112 beginnt und über die Elbquelle zur Elbbaude führt, sein Name beigelegt wurde, so daß sein Andenken auch der Nachwelt erhalten bleibt. Bei den alljährlichen, jetzt leider durch den Krieg verhinderten Zusammenkünften der Hauptvorstände beider Riesengebirgsvereine hat er wohl niemals gefehlt; wer das Glück hatte, ihm persönlich näher zu treten, dem ist er ein lieber, verehrungswürdiger Freund geworden. Dem Hauptvorstande des deutschen Riesengebirgsvereins war es Ehrenpflicht und Herzensbedürfnis, dem treuen deutschen Manne drüben im Aupatal zu seinem 70. Geburtstage die besten Wünsche für sein ferneres Wohlergehen darzubringen. Es geschah dies durch Überreichung eines Widmungsblattes, auf dem Professor Morgenstern den Piette-weg auf der Elbwiese im Aquarell dargestellt hatte und das außerdem einen poetischen Gruß enthält.

Der Hauptvorstand,

Das Siebenbürgisch-Rumänische Grenzgebirge.

Don Professor Nafe, Hirschberg.

In einer Länge von rund 600 km, in einer durchschnittlichen Breite von 75 bis 100 km, mit Hochgipfeln von 2000 bis 2500 m zieht sich das im allgemeinen äußerst dünn bewohnte, weithin mit dichten Urwäldern bedeckte Siebenbürgisch-Rumänische Grenzgebirge hin, der letzte Teil des gewaltigen, ganz Ungarn umspannenden Karpatensystems; die etwas kleinere Nordosthälfte zwischen Siebenbürgen und der Moldau nach S.-S.-O., die etwas größere Südwesthälfte zwischen Siebenbürgen und der Walachei nach W. gerichtet. Um uns diese Größenverhältnisse klar zu vergegenwärtigen, denken wir daran, daß unser Iser- und Riesengebirge zusammen nur etwa 75 km lang und selbst an der breitesten Stelle nur ca. 35 km breit ist, daß die Ausdehnung der gesamten Sudeten von der Lausitzer Pforte an der Görlitzer Neiße bis zur Mährischen Pforte an der jungen Oder bei Weißkirchen rund 250 km in der Länge und höchstens 50 km in der Breite beträgt; ferner daß selbst seine höchsten Erhebungen fast 1000 m hinter denen der südöstlichen Karpaten zurückbleiben, daß endlich unsere Berge viel dichter bewohnt und viel verkehrsfreundlicher sind. Dann werden wir uns auch annähernd einen Begriff machen können, mit welcher ungeheuren Schwierigkeiten für uns und unsere Bundesgenossen der Kampf gegen die an Zahl weit überlegenen russisch-rumänischen Truppen verbunden ist, in unwirklichen, z. T. schon seit Anfang des Herbstes dicht verschneiten Hochgebirgsgegenden ohne Weg und Steg, wo von den Feinden noch Hindernis über Hindernis erbaut worden ist. Wir werden die fast übermenschlichen Leistungen unserer Leute richtig einschätzen und auch mit unserem etwa absprechenden Urteil sorgsam zurückhalten müssen, wenn wir einmal hören, daß die Feinde an ein oder dem anderen Punkte der ausgedehnten Front einen hoffentlich nur vorübergehenden Erfolg errungen haben.

Der zwischen Siebenbürgen und der Moldau gelegene Nordostflügel des Grenzgebirges entbehrt eines allgemein anerkannten gemeinsamen Namens; auf den Karten trägt er öfters die Bezeichnung „Ostkarpaten“. Er besteht in seiner nördlichen Hälfte etwa von der jetzt viel in den Kriegsberichten erwähnten Bufowiner Grenzstadt Dorna Watra an der „Dreiländerecke“ ab aus einem länglichen Kern altkristallinischer Gesteine, meist Glimmerschiefer. Er beginnt schon viel weiter im NW nahe der Vereinigung der Quellbäche der Theiß, gewinnt am Ursprung der zum Sereth eilenden Bistrița im Pietroșu 2500 m an Höhe und verläuft dann unweit der Siebenbürgisch-Moldauischen Grenze, indes hauptsächlich auf ungarischem Boden, gegen S.-S.-O. Sein Ende erreicht er in der Gegend des Uz, der durch den Trotus ebenfalls dem Sereth zufließt, etwa in der Mitte der Moldauischen Grenzgebirge. Vor diese kristallinische Zone legt sich nach außen hin auf rumänischem Boden ein Gürtel von Kreidegesteinen (mit einzelnen jurassischen Sedimenten), in dem Kalk und Konglomerate überwiegen, und der ebenfalls seinen Anfang nahe der oberen Theiß nimmt. Ihm

schließt sich noch weiter auf das Sereththal zu die Zone der kreidischen und tertiären Sandsteine an, der südöstlichste Abschnitt der ununterbrochenen Reihe von Sandsteinketten, die von Mähren an den Außenrand des Karpatensystems bilden. Ihre nahe am Gebirgsrande lagernden Schichten sind z. T. reich an Salz und Petroleum. Jenseits des Uz, wo die kristallinische Mittelzone spitz auslaufend verschwindet, setzen sich die Grenzketten nur aus den beiden sedimentären Gürteln der Kreide- und der Sandsteinbildungen zusammen. Im Südosten des Kronstädter Beckens senken sie sich auf rumänischem Boden ziemlich rasch und unvermittelt; ihre Schichten verschwinden unter den meist pliocänen Hügeln der Walachei.

Gegen das Innere Siebenbürgens hin legt sich parallel vor die alten Gesteinsmassen, aber von ihnen orographisch zum Teil getrennt durch einzelne Beckenlandschaften ein mächtiger Zug vulkanischer Erhebungen, überwiegend Trachyttuffe, die im Tertiär emporquollen, in ihrer Hauptmasse gegen 150 km lang und 40 bis 50 km breit. Man bezeichnet sie zusammenfassend als Hargittagebirge, obgleich dieser Name eigentlich nur dem mittleren Abschnitte der vulkanischen Berge zukommt. Auch sie weisen recht bedeutende Höhen auf; im N. steigen sie bis über 2000 m an, und auch in der Mitte erreichen sie noch fast 1800 m. Da sie weiter im Süden über das Ende der kristallinischen Zone hinausreichen, stoßen sie dort unmittelbar mit den Kreidegesteinen zusammen. Die zwischen dem Hargittazuge und dem Grenzgebirge gelegenen Becken sind in ihrer Mitte mit flachen tertiären Süßwasserbildungen erfüllt. Das nördliche, das von Gyergyó entsendet nach NW. hin die Maros, das mittlere, das von Csit, schließt den obersten Lauf des Alt in sich; das südliche, um das Vielfache größere, das durch einen südwärts vor- dringenden Sporn der Kreideformation in zwei Kammern zerlegt wird, und das ein Kreidezug, der Geisterwald, auch im Westen begrenzt, ist das vom Alt in einem großen Bogen durchflossene Kronstädter Becken. Das jetzt viel genannte Burzenland nimmt dessen südwestlichen Teil vor der malerisch am Gebirgsrande gelegenen Hauptstadt ein.

Auch im Landschaftsbilde treten die Verschiedenheiten des geologischen Aufbaus zu Tage. Die Sandsteinzone trägt wie überall in den Karpaten gewöhnlich einen etwas einförmigen Charakter; sie zeigt in der Regel längere, gleichförmige Höhenrücken, mäßige Böschungen, wenig ausdrucksvolle Gipfel, ausgedehnte, regelmäßig gebildete Längstäler, im Süden auch bedeutendere Quertäler zwischen den großen Parallelfetten, trägt ein dichtes Waldkleid — Nadelholz zumeist, in den tieferen Lagen auch Laubbestände —, das sich erst zwischen 1700 und 1800 m lichtet. Die kristallinische Zone zeigt schärfere, unterschiedenere Formen, kürzere, abgehacktere Kämme und Gipfel; besonders die Teile, die über die Waldgrenze emporragen, sind mehr zerrissen und wilder. Die reichste Mannigfaltigkeit der Felsgebilde bietet die Kreidezone mit ihren Kalken und Konglomeraten: kühne Felsköpfe, gewaltige Steilabstürze, wild zerklüftete Hänge und spitz aufragende Klippen.

Das düstere Vulkangebirge der Hargitta dagegen ist wiederum im ganzen ruhig und gleichmäßig gestaltet, nur an manchen Stellen überrascht es durch eigenartige Tuffgebilde.

Der nördlichste Teil der Siebenbürgisch-Moldauischen Berge, das Gyergyo-Gebirge, mancher Karten, zieht aus der Gegend der „Dreiländerecke“ bei Dorna Watra zwischen der oberen Maros und der zum Sereth fließenden Bistrița gegen Südosten. Der wassercheidende Kamm verläuft nicht genau längs der Grenze, sondern fast ganz auf Siebenbürgischem Boden. Die Gipfel dieses Kammes, wie der Muntelu (fast 1700 m) und selbst das imposante Kalkmassiv des südlicheren Nagy Hagymas (1793 m) stehen an Höhe 3. T. zurück hinter den Kulminationspunkten eines allerdings weniger geschlossenen Parallelzuges ungefähr auf der Grenze. Hier erheben sich im N. der Crenesiu (1866), weiter im S. der massige, steilwandige Ciablau über 1900 m. Er ist in den oberen Teilen ganz aus Konglomeraten aufgebaut; sein Haupt ragt rasenbedeckt als eine zerflütelte Pyramide über dem gedrungenen, 1860 m hohen Hauptkörper empor. Aus den bewaldeten Hängen strecken sich vielfach Felspfeiler aufwärts; scharf schneiden die Bäche in seine Flanken ein und gliedern seine wald- und wiesenreichen Vorberge.

Der erste Paß, der über diesen Gebirgsabschnitt hinüberführt, ist der in den letzten Berichten mehrfach genannte Tölgyespaß im NW. des Ciablau. Er verbindet das untere Gyergyo mit dem oberen Bistrițatal und stellt das nördlichste Einfallstor von der Moldau her nach Siebenbürgen dar. Es folgt der weniger bedeutende Bekaspaß, der vom oberen Gyergyo nach Piatra an der Bistrița führt. Er kann für kriegerische Unternehmungen deswegen wichtig werden, weil eine aus dem Sereththal heranziehende Bahn bis zu der genannten Stadt reicht. Ihre Weiterführung bis an die beiden erwähnten Pässe war vor Ausbruch des Krieges schon beschlossen, ist vielleicht auch inzwischen durchgeführt. Nunmehr erniedrigt sich das Gebirge etwas bis hin zum Tathavas (1662 m.). An der Südflanke dieses Kreidestockes zieht in dem jetzt oft erwähnten Gyermespässe die einzige Bahn zwischen der Moldau und Siebenbürgen über die Grenze. Der Schienenweg leitet aus dem Csiß hinüber in das Tal des Trotus und an ihm stromabwärts über Tergul Ocna bis an die Serethbahn, der Hauptverkehrsader der Moldau, die ihrerseits wieder einen Abschnitt der großen Verkehrslinie Oderberg—Lemberg—Czernowitz—Sosani—Buzarejst oder Konstanza—Konstantinopel bildet. Hier konnten am leichtesten bei Beginn des Krieges die Rumänen ihre Truppen vorstoßen lassen und die schwächeren Kräfte der Österreicher über das Csiß hinaus bis in die Hargitta zurückdrängen.

Der nächste Abschnitt, das Csißgebirge, reicht bis zum Oitozpaß. Er erhebt sich meist nur bis zu 1400–1500 m, erst in seinem Südpfeiler, dem Kreidegipfel des Nagy Sandor, (1640 m) übertrifft er wieder die Koppe an Höhe, um sich aber dann rasch zum Oitozpaß zu senken. Über ihn führt die wichtige Fahrstraße, die von Kronstadt in die nordöstliche Kammer des nach der Stadt genannten Beckens zieht und

hinüberleitet in das Tal des Oitoz, eines unterhalb von Tergul Ocna in den Trotus mündenden Zuflusses des Sereth. Jenseits dieses Überganges streicht der letzte südwärts gerichtete Abschnitt der Siebenbürgisch-Moldauischen Grenzketten, das Bereczter Gebirge bis zum Buzeu, dem untersten großen rechten Nebenflusse des Sereth. Da der Buzeu ziemlich weit im Innern Siebenbürgens, in dem Bergland östlich von Kronstadt, entspringt, so bietet sein oberster Lauf einen allerdings nur mäßigen Weg in der Richtung auf die Stadt Buzeu hin. Es ist der in der letzten Zeit viel umkämpfte Bodzapaß. Das Bereczter-Gebirge erhebt sich wieder höher als der nördlichere Abschnitt; sein festgeschlossener Kamm trägt den fast 1800 m hohen Latoczagipfel.

Die vulkanischen Massen der Hargitta, die die drei Teilbecken des östlichen Siebenbürgens im Westen begrenzt, beginnen ebenfalls bei Dorna Watra mit dem Kelementegebirge. Es bildet ein gewaltiges Ringgebirge von erstaunlicher Regelmäßigkeit. Der 26 km lange Ringwall steigt am Pietrosul bis zu 2102 m an, sinkt sonst nicht unter 1700 m hinab und hat nur nach NO. hin eine tiefe Scharte. Mit steilem Abfall nach innen und flacher Böschung nach außen sehen wir in ihm einen alten riesenhaften Vulkan mit weitem Krater. Das ganze Gebirge stellt eine meilenweite fast unbewohnte Wildnis dar, ein lockendes Ziel für Freunde noch unerforschener Berglandschaften. Jenseits des Durchbruchtales der Maros zieht im Westen des Gyergyo das Görgengebirge gegen S.-S.-O. bis zum höchsten Gipfel im Innern Siebenbürgens, der fast 1800 m hohen eigentlichen Hargitta. Sanfter geformte, rundliche, aber wegen des rauhen Klimas dicht bewaldete und menschenleere Berge setzen dieses Gebiet zusammen. Den südlichsten Teil der vulkanischen Züge, endlich stellt das bis an den Alt im Norden von Kronstadt reichende Barotter Gebirge dar; seine bedeutendste Erhebung, der Kufufberg (1560 m), kommt an Höhe nur noch unserem Brunnenberge gleich.

Einen scharfen Gegensatz zu den idyllisch schönen, einsamen waldreichen Talmulden des Gyergyo und des Csiß, die von einander durch einen aus der Gegend der Hargitta nach dem Nagy Hagymas streichenden Rücken getrennt sind, bildet das große, breite, fruchtbare, im Mittel nur 510 m hohe Doppelbecken von Kronstadt. An seinem Südrande, am Saume des Bodzaer Gebirge liegt in wunderschöner Gegend, umgeben von ertragreichen Gefilden, das alte deutsche Kronstadt, von den Magyaren umgetauft in Brassó. Getrennt ist das Kronstädter Becken vom Csiß durch einen breiteren Gebirgsriegel zwischen der Gegend des Kufufberges und des Nagy Sandor, den der Alt in einem langen Durchbruchstal zerschneidet.

Das Eisenbahnnetz ist noch nicht genügend in diesen Grenzgebieten entwickelt. Von Kronstadt zieht die Hauptlinie gegen N.-N.-O. zunächst nach St. György am Alt, dann durch Csiß und György und weiter die Maros abwärts ins westliche Siebenbürgen. In St. György zweigt sich von ihr ein Schienenweg ab, der bis an den Fuß des Oitozpasses heranreicht, im Csiß endlich die besprochene Bahn über den Gyi-

mespaß. Leider führen bis jetzt die aus dem Innern Siebenbürgens in den Tälern der Großen und Kleinen Kofel gehenden Bahnen nur bis an den Westhang des Hargittazuges, überschreiten ihn aber nicht. Die allein in dem Kronstädter Becken dichtere Bevölkerung des Grenzgebirges besteht auf der Siebenbürgischen Seite ganz überwiegend aus den magyrischen Szeklern, jenseits der Grenze aus Rumänen; nur um die Hauptstadt herum blüht das Deutschtum.

(Schluß folgt.)

Theodor Fontane im Riesengebirge.

Von O. Th. Stein in Dresden.

(Schluß.)

Am 18. September kehrte Fontane nach Berlin zurück. Der Abschied bedeutete für ihn aus verschiedenen Gründen einen schweren Entschluß. Einmal scheute er die für sein Alter immerhin weite Reise, als deren schrecklichsten Moment er den Mittagsaufenthalt in Kohlfurt ansah, zum andern schreckte ihn der Gedanke an Berlin. Die Hitze war in den letzten Tagen in Krummhübel fast hochsommerlich gewesen. „Noch toller ist es oben auf dem Kamm. Und doch steigen Unermüdliche hinauf.“ Die Novelle „Quitt“ hatte er während seines Gebirgsaufenthaltes nur entworfen. Im Dezember 1885 schrieb er an Kröner, daß er die Novelle vor Neujahr 1887 nicht abliefern könne. Sie ist aber in Wirklichkeit gar erst 1890 in der Gartenlaube erschienen. Mehr als eine größere Arbeit war Fontane im Laufe eines Jahres zu beenden nicht imstande. Seine beständige Kränklichkeit im Berliner Winter, der ihm ja noch regelmäßig die anstrengende Arbeit der Nachttitel für die „Vossische Zeitung“ brachte, mußte im Sommer durch möglichste Schonung gemildert werden. Überdies gehörte Fontane zu jenen Schriftstellern, die eigentlich fast ununterbrochen an ihren Arbeiten bessern. „Dreiviertel meiner literarischen Tätigkeit“, schreibt er an seinen Verleger Wilhelm Herz, „ist Korrigieren und Seilen gewesen.“

Mitte Juni 1886 finden wir Fontane abermals in Krummhübel. Er hatte sich ein kleines Quartier in einer Seitengasse der „Neuhäuser“ bei dem Maurer Schiller gemietet, am Ufer der großen Lomitz. Auch hier war er eigentlich ganz gut aufgehoben, und Frau Schiller, die Handarbeitslehrerin in der Krummhübler Schule war, betreute ihn aufs redlichste. Die Witterung war allerdings Ende Juni noch so kühl, daß Frau Schiller Fontanes Zimmer mehrmals heizen mußte. Friedrich II. in Sanssouci bei Kaminfeuer und offenen Flügel Türen war immer mein Ideal“ schreibt Fontane dazu an Dr. Friedländer. Diesmal aber fand Fontane nicht die erhoffte Erholung. An Lehrer Loeßche schrieb er unterm 9. Oktober nach seiner im August sehr plötzlich erfolgten Abreise: „Meine Zustände wurden immer schlechter, und, wie ich im Juni regelmäßig das Gefühl habe, nur weg von Berlin“, so hatte ich diesmal, nach fast unausgesetztem Unwohlsein in Krummhübel das Gefühl, nur wieder zurück nach Berlin“. Wenn man krank ist, hat man's zu Hause am besten. Übrigens bin ich immer noch in einer miserablen Verfassung — gesundheitlich ein schlechter Sommer und Herbst für mich.“ Man muß allerdings bei solchen Klagen Fontanes bedenken, daß sie nur allzuhäufig ein Ausfluß augenblicklicher Stimmungen waren. An Emilie Zöllner berichtete Fontane wenigstens noch gegen Mitte August, daß er sich erholt habe: „Alles unterhält mich, alles erfreut mich und macht es mir schwer, mich von dieser schönen Stelle zu trennen.“ Und wenige Monate später in dem schon erwähnten Briefe an seinen Sohn Theodor die kleine Ungerechtigkeit: „Uns ist es all die Zeit über nicht sonderlich gut ergangen. Vielleicht ist das sonderbare Klima dieses Sommers schuld, vielleicht die Malariawohnung in Krummhübel, vielleicht das Alter.“ Das Schillersche Häuschen war ziemlich entlegen, sodaß Fontane von lästigen Besuchern gewiß verschont geblieben ist. Nur die nächsten Bekannten suchte er seinerseits auf, namentlich wieder Dr. Friedländer und Dr. Schwerin. Die Hauptarbeit an „Quitt“ wurde in diesem Sommer getan. Nach seiner Abreise erbat sich Fontane von Lehrer Loeßche noch allerlei Nomenklatur aus Krummhübel, hat jedoch später nur den Namen des Lehrers und den der Familie Erner unverändert benützt. Adolf Kröner, der Verleger der Garten-

laube, hatte übrigens Fontane mit Rücksicht auf den weltbekannten Geschmack des Gartenlaubenpublikums Bedenken wegen der „Liebelosigkeit“ des Novellenstoffes ausgesprochen. Fontane schreibt ihm unterm 12. Mai 1886, ironisch lachend: „Ganz liebelos wird sie nicht verlaufen. Der Held in seinem Dakota- oder Minnesotadorf (wenigstens Minne im Totalnamen) verliebt sich in ein schönes Mennonitenkind, und wie das Leben selbst, verliert er auch das Letzte seines Lebens, sie. Trotzdem kann ich nicht wohl von einer „Liebesgeschichte“ sprechen; denn das ganze Liebes- und Brautverhältnis bleibt im Idyll, im Gefühlvollen stecken. Von glühenden Küßchen, sodaß gleich die ganze Stube warm wird, keine Spur.“

Eine entzückende Stimmungsschilderung aus dem Riesengebirge enthält ein Brief an Emilie Zöllner vom 19. August 1886: „Ein Mütterchen, das mit dem Reisigbündel auf dem Rücken über den schmalen Steg geht, die Mädchen mit den feinen Fußtöcheln, die Himbeeren oder Besinge zum Verkauf bringen, die Gewitter, die mit Sturm und Geträch am Gebirge hinziehen, die nach Mehl schmeckende Wasserfemmel, das zähe Rindfleisch, das das Hinschwinden seiner Zähigkeit nicht auch mit dem Hinschwinden seines Geschmacks bezahlt hat, die blinde Harfenistin, die mit einer Stimme, daraus ein Elend und eine Seele spricht, kleine Lieder auf dem Hausflur singt, die Lomitz, die rauscht, die heide, die blüht, der Tourist mit aufgetrenpelter Hose, die Touristin mit einer aus Schals und Plaids bestehenden Außen- und Langtounüre — alles unterhält mich!“

Mit einer Reunion bei Erner, zu der Fontane seine Tochter Martha begleiten wollte, hatte man diesmal kein Glück. Dierzig Damen und höchstens sieben Herren, in welche Zahl Kinder und Greise einbegriffen waren, dazu Zug, Erge, Qualm, Hitze — gräglich!“

Die „Malariawohnung“ hatte Fontane nicht von Krummhübel abgeschreckt; denn im Frühjahr 1887 stellt er sich wieder ein, nachdem er vorher mehrere Wochen in der Nähe von Berlin „sommergewohnt“ hatte. Dort ist ihm aber der Abstand so recht zum Bewußtsein gekommen, und es fiel hier das für uns Schlesier sehr schmeichelhafte Urteil: „Ich empfinde diesen märkischen Nestern gegenüber immer wieder den niedrigen Stand unserer Provinz und ihrer Bevölkerung. Berlin ist ein Ding für sich, und auch in vielen kleinen Städten mögen sich gelegentlich Erfreulichkeiten finden; im ganzen steht alles nach wie vor auf einer traurigen Tiefstufe, sodaß die schlesischen Gebirgsdörfer wahre Paradiese daneben sind. Die Leute dort haben einen natürlichen Schönheitsinn; auch die ärmsten sind bescheiden, alles niedlich, anheimelnd erscheinen zu lassen. Dieser Sinn fehlt unserer Provinz.“

In Krummhübel wohnte Fontane diesmal in der Villa Meergans. Die „Achtgroßchenzeiten“ waren glücklicherweise jetzt vorbei für ihn. An Lurus dachte er natürlich nie, und so schreibt er sogar an Emilie Zöllner: „Dem vornehmen Verkehr nach Schmiedeberg und Erdmannsdorf hoffe ich mich diesmal entziehen zu können. Es kostet sehr viel Geld, und der Gewinn ist doch fraglich.“ Früher habe er geglaubt, heißt es weiter, derlei für sein „Metier“ zu brauchen, aber für das bisschen Arbeit, das noch vor ihm liege, werde sein Fonds von Anschauungen und Erfahrungen wohl ausreichen. Über die Art seiner Arbeit in diesen Wochen enthalten die Briefe nichts. Er erbittet wohl im Februar 1888 von Dr. Friedländer eine Anzahl Ortsnamen für eine Ballade, deren Schauplatz er auf die Straße Seidorf-Annafapelle verlegen wollte, den Stoff jedoch hatte er aus dem Thüringer Walde, und die Ballade ist zwar geschrieben, aber nicht gedruckt worden.

Im August 1888 verlegte Fontane sein Sommerquartier in die Brotbaude. Seine Tochter Martha war ihm vorausgereist und wohnte mit Fontanes Schwiegertochter, der Witwe seines ältesten Sohnes George, in Krummhübel. Ihr schrieb er aus Berlin unterm 6. Juli: „Daß uns in diesem Jahre die Brotbaude etwas höher gehangen wird, ist kein Unglück, und paßt es uns schließlich durchaus nicht, so können wir ja umziehen.“

Die Arbeit an „Quitt“ sollte diesmal eigentlich vollendet werden. „Ich bin ordentlich neugierig“, meint Fontane, „auf der Brotbaude das Paket zu öffnen und die Blätter wieder vor Augen zu haben, die ich vor zwei Jahren bei Frau Schiller beschrieb.“

Fontanes lebten da oben naturgemäß noch stiller als sonst: „aber selbst diese Stille ist, verglichen mit unserer Berliner Mauselocherexistenz, noch immer ein Sturm von Ereignissen.“ Neue und alte Bekanntschaften halfen die Zeit ver-

türzen. „Alles in allem“, schreibt der Dichter an Karl Zöllner, „habe ich mich dieser Sommerbegegnungen zu freuen, weil sie mich auf sechs und mitunter sogar auf zwölf Wochen doch wieder ins Leben stellen, was ich von meinen Berliner Tagen kaum noch sagen kann.“ Sontane schlief wieder viel, weil „vier ausgeschlafene Stunden besser sind als zwölf müde.“ Demgemäß arbeitete er auch fast nichts. Die großen folgen schweren Überschwemmungen, die 1888 im Riesengebirge wüteten, erwähnt Sontane auch in einem Briefe, hat die Stätten aber nicht, wie seine Angehörigen, besucht. Auf das Grab seines Ältesten schickte er von der Brothaude aus einen Kranz aus Gebirgsheidekraut, das Frau Emilie selbst in den Wäldern des Kammes gepflückt hatte. Anfang September mußte Sontane wieder nach Berlin zurückkehren. „Die Brothaude habe ich nun hinter, das Brot, nach dem die Kunst geht, wieder vor mir“, schreibt er.

1889 war Sontane ernstlicher Leiden halber, die ihn zwangen, den Kurort Kissingen aufzusuchen, nicht im Riesengebirge. Er fühlte jezt immer mehr die Beschwerden des Alters und gab deshalb zu Ende dieses Jahres auch seinen Kritikerposten bei der „Vossischen“ auf. Vorher hatte er noch Gelegenheit, Gerhart Hauptmann kritisch zu würdigen und unserem schlesischen Landsmanne mit jugendlicher Begeisterung durch das Gewicht seines Wortes die Wege zur Höhe zu ebnen. Im allgemeinen stand Sontane dem werdenden mit einigermaßen gemischten Gefühlen gegenüber. Ein bedeutungsvolles Zusammentreffen war es, daß Sontane Hauptmanns Wert und Talent an dem Lichte der fast gleichzeitig in Deutschland aufgehenden Sonne prüfen konnte. So gewann er vielleicht einen umso stärkeren Eindruck von der frischen, unbeeinflussten Natürlichkeit, die das hervorsteckendste Merkmal des genialen jungen Schlesiers war. Sontane nannte Hauptmann einmal den „entpflasteten Ibsen“. In der phrasenlosen Wahrigkeit sieht er die Hauptwirkung der Hauptmannschen Kunst; denn „füßfüßige Jamben, gerammt voll von Sentenzen, können zwar auch sehr schön sein, sind aber weit ab davon, das Höchste in der Kunst zu repräsentieren.“ Sontane geht damit eigentlich mit fliegenden Fahnen zur Jugend über. Andererseits aber überseht er auch ihre Fehler nicht und hat durchaus nicht den Wunsch, die nächste Generation mit lauter Gerhart Hauptmannschen Schnapstragödien oder dem ähnlichen beglückt zu sehn. „Es steht nur in all diesen Stücken was drin, was die alten nicht haben, und was sie verhältnismäßig dürftig und oft tot erscheinen läßt.“ — Namentlich wandte sich Sontane sehr energisch gegen die oberflächlich und böswillig, ohne jedes Kunstverständnis geschriebenen Schimpereien und Ulfereien gewisser Berliner Kritiker, die Hauptmann mit der mitleidigen Phrase, daß er „auch ein bißchen Talent habe“, abspesen wollten. Hauptmann habe vielmehr ein sehr großes, seltenes Talent, erklärte Sontane dem gegenüber.

Im Winter 1889 war Sontane den großen Strapazen der Ehrungen seines 70. Geburtstages einschließlich der darauf folgenden Dankbriefschreiberei ausgesetzt, Dingen, die ihm stark contre coeur gingen, denen er sich aber, um niemand zu verletzen, gern unterzog, wobei er sogar alle Dankbriefe eigenhändig schrieb. Im Juni und Juli suchte er wieder in Kissingen heilung für seine mannigfachen Beschwerden, im August 1890 aber finden wir ihn abermals auf der Brothaude. Er blieb mit Frau und Tochter bis in den September hinein, obwohl das Wetter nicht besonders günstig war, sodaß er klagt: „Wir sind hier alle kolossal erkältet, halten aber aus und rechnen auf die Nachwirkung des Massenozon.“ Auf der Brothaude erhielt er die Nachricht, daß man zur nachträglichen Ehrung seines 70. Geburtstages in Groß-Lichterfelde eine Straße nach ihm benannt habe. Der „solide Nachruhmwert“, den eine solche Tatsache hat, amüsierte ihn. Von Arbeiten ist in diesem Sommer wohl wenig oder garnicht die Rede gewesen; Sontane gönnte sich mit Recht Ruhe. Er las vielerlei, u. a. auch eine kleine Schrift von Dr. Baer in Hirschberg: „Der Engel von Ruhberg.“ Sontane in einem Briefe an seinen Sohn Friedrich enthaltenes Urteil ist vielleicht insofern ein wenig ungerecht, als die kleine Arbeit lediglich als ein Gedenkblatt gewertet sein wollte. Sontane lernte übrigens Dr. Baer durch Vermittelung Dr. Friedländers 1890 auf der Brothaude kennen. Dr. Baer hatte kurz vorher Sontanes „Quitt“ im „Wanderer aus dem Riesengebirge“ besprochen und darauf von Sontane einen lebenswürdigen Dankbrief erhalten. Von den Äußerungen Sontanes bei den mehrfachen Zusammentreffen mit Dr. Baer in der Brothaude teilte mir dieser die eine mit, daß Sontane

zu der Persönlichkeit Bismarcks kein rechtes Verhältnis gewinnen könne. Nun, wer nur das wunderbare Gedicht Sontanes „Wo Bismard liegen soll“ gelesen hat, der wird sich über diesen innerlichen Widerspruch wundern. Das impulsive Temperament Sontanes erklärt solche Widersprüche aber zur Genüge.

1891 weilte Sontane auf ärztliche Verordnung in Kissingen und Wytt auf Jöhr. Im April dieses Jahres war ihm der Schillerpreis verliehen worden. Ihm wurde diese große Freude ein wenig zu spät zuteil. Sie versuchte vergeblich, in seinen Alterspessimismus Bresche zu schießen. Die große Müdigkeit war über ihn gekommen, die manchen schon weit früher überfällt. Sie steigerte sich gegen Anfang des Jahres 1892 bis zur völligen Arbeitsunfähigkeit und schweren körperlichen Krankheit. Auf Anraten seines Hausarztes suchte er schon im Mai das Riesengebirge auf. Krummhübel war ihm wohl aber zu rau und zu hoch, und so mietete er sich in Zillertal in der Villa Gottschalk ein. Hier und während seiner vierteljährlichen Krankheit in Berlin hat ihn und seine kranke Gattin eine Schlesierin aufs liebevollste gepflegt, Anna Sischer aus Tunnorsdorf bei Hirschberg, die seit 1890 im Dienste der Familie Sontane stand.

Das Gebirge trug bei Sontanes Ankunft noch ganz sein winterliches Kleid. Alles war „sehr still, sehr schön, sehr erquicklich“. Buchwald und Sischbad in nächster Nähe, dieser „liebesromantische Grund und Boden“, interessierte ihn wenig. Zwanzig Jahre früher wäre das vielleicht anders gewesen. „Jetzt ist es vorbei damit, wie mit vielem. Das einzig Netze ist noch: in der Sonne sitzen und blinzeln, also das von Hermann Eising besungene, alte Krotodil „Am heil'gen Teich von Singapur.“ „Die Tage wo mich dergleichen mit einem tiefen Entzückensrasse erfüllte“, heißt es in einem Briefe an Geheimrat Carl Robert Lessing, „liegen zurück, und tiefe Müdigkeit ist an Stelle davon getreten. Ob ich noch einmal von dieser Müdigkeit loskomme? Mit zweiundsechzig sind die Chancen gering.“ — Martha Sontane, des Dichters Tochter, hatte es damals übernommen, einige unvollendete Arbeiten ihres Vaters, die sein Sohn Friedrich verlegen wollte, zu beenden. Es handelte sich dabei abermals um eine größere Arbeit, die zum Teil im Riesengebirge spielt, um den Roman „Die Poggenpöhl“, der aber erst 1894 abgedruckt wurde. Sein früher veröffentlichter Roman „Graf Petöfy“ sollte, wie er hier in Zillertal ersuhr, ins Französische übersezt werden, Sontane hielt „Quitt!“ für geeigneter hierzu, einmal wegen der gelungenen Figur des L'Hermitte, zum anderen wegen der eigenartigen Schilderung der schlesischen Gebirgswelt, die französische Leser wie Sontane glaubte, mehr interessieren werde.

Sontanes Befinden war am Anfange dieses Aufenthaltes so schlecht, daß er an Lessing schreibt: „Wenn die Gebirgsluft nicht Wunder tut, so werde ich mich trotz guter Konstitution und glücklichen Temperaments doch auch wohl denen zuzählen müssen, die sich „vorzubereiten“ haben.“ In dieser trüben Stimmung faßte er auch im Juni 1892 den Plan, sich für den Rest seines Lebens gänzlich im Riesengebirge, und zwar in Schmiedeberg, niederzulassen. Die Anregung hierzu hat wohl Dr. Friedländer gegeben. Es war bei Sontane übrigens auch die begründete Furcht vor einem allzu bedrückten Lebensabend in den teuren Berliner Verhältnissen, die ihm den Gedanken einer Umpflanzung so nahelegte. Er schrieb an Geheimrat Lessing: „Ich habe keine Freude mehr an dem großstädtischen Leben; aber wenn es auch anders läge, die Verhältnisse ließen mir keine Wahl. Seit meiner letzten Krankheit bin ich eine gebrochene Kraft, zur Zeit kaum fähig, ein paar Briefzeilen zu schreiben, und so schrumpfen denn meine Einnahmen auf weniger als die Hälfte zusammen. Damit in Schmiedeberg zu leben, wird gehn. In Berlin wäre es unmöglich, und so waren wir eines langen Schwankens überhoben.“ Das „Hirschberger Tageblatt“ brachte zwar die Nachricht von seiner beabsichtigten Übersiedlung bereits; dennoch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Die gutmütige Ironie einiger Freunde, daß Sontane „ohne den Anblick einer Prinzessinentutche nicht leben könne“, traf vielleicht ungefähr das Richtige trotz Sontanes lebhafter Abwehr. Professor Hirt (Breslau), der Sontane in diesem Sommer untersuchte, konstatierte hochgradige Gehirnämie und nahm ihn in seiner Breslauer Klinik zweimal in elektrische Behandlung. Sontanes Pessimismus artete jezt oft geradezu in Trübsinn aus. So schreibt er u. a. an Karl Zöllner: „Könnte ich noch eine Freude in meinem Herzen aufbringen, so wäre mir geholfen. Aber leider ist alles grau in grau; der Trübsinn hat die Oberhand.“



Eine wenn auch geringe Besserung mochte ihm die teure und umständliche Breslauer Kur gebracht haben, mehr noch die Gebirgsluft, die er danach wieder aufsuchte. Immerhin blieb sein Zustand schlecht. Anfang Oktober erst kehrte er wieder nach Berlin zurück, sodaß sein diesmaliger Aufenthalt fast fünf Monate gewährt hat. Dies war aber auch sein letzter Aufenthalt da oben. Die nächsten Jahre sahen ihn fast regelmäßig in Karlsbad. Jedenfalls hat die 1892er Gebirgsluftkur Sontane noch einmal gründlich aufgerüttelt. Darum auch wohl blieb der Dichter Schlesien und dem Riesengebirge innerlich bis zu seinem Tode verbunden, und manche Arbeit nahm noch ihre Stoffe aus unserem heimischen Leben, ganz abgesehen davon, daß auch seine persönlichen Beziehungen bestehen blieben.

1893 schickte Sontane an Julius Rodenberg für die „Deutsche Rundschau“ vier schlesische Geschichten: „Auf der Koppe“, „Gerettet“, „Der alte Wilhelm“, „Wieder daheim“, von denen die letzte freilich nur eine geringfügige äußerliche Beziehung zum Riesengebirge hat, während die erste und dritte wahre Kabinettstücke der Detailmalerei schlesischen Lebens sind. Sie sind mit einer weiteren kleinen schlesischen Geschichte, „Der letzte Laborant“, die wohl anderswo zuerst abgedruckt wurde, in dem kleinen Bande „Von, vor und nach der Reise“ vereinigt. 1894 erschien auch der bereits erwähnte Roman „Die Poggenpuhls“ als Erstdruck in der Zeitschrift „Vom Sels zum Meer“, die damals Dr. Emil Schiff redigierte. Das „Adamsdorf“ in den „Poggenpuhls“ ist zweifellos ein Synonym, wofür indessen, dürfte schwer festzustellen sein. Dr. Baer vermutet, daß es Grüssau sei. Der Roman ist aber ein Beweis mehr, daß Sontane mit Vorliebe das Riesengebirge als landschaftlichen Hintergrund wählte.

Über Hauptmanns „Weber“, die 1894 aufgeführt wurden, sagt Sontane: „Das Stück ist vorzüglich, epochenmachend. Ob jemand daran heruntadelt — meinetwegen selbst mit Recht — ist gleichgültig. Sprechen Sie dem lebenswürdigen Dichter, der mal wirklich einer ist und ein Mensch dazu, meinen herzlichsten Dank aus.“ — Hauptmanns „Glorian Geyer“ fand ein schon etwas eingeschränkteres Lob, ebenso die „Verluntene Glode“, wobei Sontane jedoch aufrichtig Hauptmanns poetische Kraft hervorhebt. Die Stellung Sontanes zu Gerhart Hauptmann bildet überhaupt ein Kapitel für sich, das für uns Schlesier von größtem Interesse ist.

Habe ich in diesen Ausführungen vielleicht zuviel Kenntnis der Werke Sontanes bei meinen schlesischen Landsleuten vorausgesetzt? Ein wenig glaube ich jedenfalls Interesse für sie in meinem Aufsatz geweckt zu haben. Jedem Schlesier erwächst die Pflicht, sich mehr mit diesem wahren Freunde und dichterischen Schilderer des Riesengebirges zu befassen. Erfreulicherweise wächst die Popularität Sontanes bei uns und vielleicht erleben wir noch die Zeit, wo der „Letzte der Modernen“, wie ihn Ernst Heilborn einmal nennt, auch unserm Schlesiervolke als „Theodorus victor“ gezeigt wird.

Aber es gilt auch hier das Wort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!“ Sontane weilte so oft und gern in unseren Bergen; aber nirgends mahnt auch nur das bescheidenste Erinnerungszeichen an diese Tatsache und daß der Dichter sich in unser schlesisches Leben mit Liebe und Schaffenslust versenkt. In unserer Zeit der chronischen Denkmalsmanie hat es ja nun gewiß etwas Mißliches, eine Anregung in solcher Richtung zu geben. Aber wir brauchen glücklicherweise hier nicht über großen Denkmalsplänen zu grübeln.

Meine zweite Bitte geht nur dahin, dem Dichter ein bescheidenes Erinnerungszeichen in unserem Riesengebirge zu schaffen, vielleicht in Gestalt einer einfachen Tafel, vielleicht indem man einer Straße in Krummhübel oder Zillertal, oder einem der Ruheplätzchen, auf denen er gewieilt, seinen Namen gibt. Dazu bedarf es keiner umständlichen Geldsammlungen. Das könnte vielleicht der Riesengebirgsverein als spiritus rector in die Hand nehmen. Aber der 100. Geburtstag Sontanes am 30. Dezember 1919 sollte die Goldschrift einer solchen Tafel schon blitzen sehen. (Hoffentlich geschieht die Ehrung schon früher! Die Schriftleitung.)

Ad a m, Geh. Sanitätsrat (Glinberg): **Deutsche Wanderungen in das Isergebirge.** Jetzt vor 50 Jahren waren erst wenige Wochen vergangen, seit am südlichen, böhmischen Vorgelände der Iserberge, dort bei Nachod der Kanonendonner schwerer Erstkämpfe zwischen Preußen und Österreich dröhnte. Die Väter, welche sich damals in schwerem Ringen

gegenüberstanden, schauen nunmehr freudig segnend als Greise oder Walhallabefohlene auf ihre Heldenjöhne herab, die nun schon über zwei Jahre Schulter an Schulter treu vereint im Weltkriege kämpfen und siegen. Mögen diese herrlichen Freundschafts-Völkerbände fortan sich dauernd fester schließen, auch in den langen Grenzbereichen zwischen Schlesien und Böhmen. Dabei können verlässliche, anmutende Christenführer — Personen oder Bücher — sehr willkommene Helfer sein. Solche Anerkennung hat neuerdings die bestbekannte Verlagsanstalt von Georg Westermann in Braunschweig wohl verdient, indem sie in die von der Berliner Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstfreunde herausgegebene „Deutschen Wanderungen“ als 6. Band, ein 87 Seiten, 6 Ansichten und 1 Karte bietendes Heft über das Isergebirge eingereiht hat. Inmitten der Kriegswirren ist das schöngestigte Unternehmen doppelten Dankes wert, welchen ihm trotz des augenblicklichen Geschwundenseins des Touristenverkehrs doch zahlreiche Ersterher bereits darbringen. Die äußere Ausstattung des Buches hebt sich in Bildschmuck, Druck, Papieradel von anderen Fremdenwegweisern wesentlich höher ab. Und der Inhalt bringt in formvollendeter Darstellung und von fühlbar höherem Geistesfluge getragen, anmutende, frisch beleuchtete Schilderungen von Land und Leuten, Mähr und Zeiten, Licht und Schatten, Tal und Kaminen der Iserberge so trefflich gemeistert daß jede Seite des Heftes bei alten Freunden dieser Bezirke warme Erinnerungsgefühle auslösen muß und zahlreiche neue Liebesgewinne zeitigen wird. Dem auch sonst leistungsfähig in Reimen und Erzählungen vielfach rühmlichst bekannt gewordenen Textverfasser, Herrn Wilhelm Müller-Rüdersdorf, ist es best gelungen, im Rahmen von 10 Wanderungen die Eigenheiten wie Schönheiten des Isergebirges und besonders seines schlesischen Vorlandes zu schildern, wofür ihm namentlich seine frühere zeitweilige Heimat Dankbarkeit bezeugt. Die beigefügten, trefflich charakterisierenden Photographiebilder machen ihren Entwicklern, den Herren Niepel in Friedeberg a. Queis und Kretschmar und Schah in Baugen alle Ehre. Die angehängte, sauberste Karte, aus Westermanns geographischen Institut stammend, orientiert mit seinem Schick über das gesamte Gelände, seine Höhenunterschiede, Flüsse, Orte, Eisenbahnen. Mancher Wandersmann wird vielleicht bei Neuauflagen die hauptsächlichsten Touristenwege in etwas markanterem Farbenton hervorgehoben wissen, auch eine oder die andere Inhaltsliste ergänzt sehen wollen. Seine Hoffnung wird gewiß in Erfüllung gehen. Möchten noch viele würdige Gänge unserer lieben schlesischen Heimat solche Ruhmesständer finden! — Vor die größere Öffentlichkeit tritt Westermanns willkommener Druckwert zu besonders guter Stunde insofern, als ja im jüngsten Juli das Isergebirge in seinem Glinberger Bereich die Ehre gehabt hat, von der Königl. Sächsischen Familie zu wochenlangem, wohlbesiedelnden Aufenthalt auserkoren zu werden. Und Se. Majestät der Königs selber hat sogar zu Fuß die langgestreckte naturgüldene Bergstrecke Reichenberg-Glinberg frohkräftig durchwandert.

Wilhelm Schuster, Pfarrer a. D. (Hirschberg): **Die Fensterblumen im Riesengebirge.** Die nieder-schlesische Bäuerin von altem Schrot und Korn hat eine rührende Liebe zu Fensterblumen. Das Geranium ist von ihnen allen ihr bevorzugtes Blümchen, weil es schön ist und sich leicht ziehen läßt. Es spielen übrigens auch, wenn dieses Pflänzchen (Blätter samt Blüte) einen so guten „seelischen Eindruck“ auf unser Farbensinn macht (nicht also nur auf die Sehnerwenfläche unseres Auges; durch diese wird die Lichtempfindung vermittelt) zwei Dinge hier mit hinein: Erstlich die Farbenharmonie, da sich Rot und Grün in der Höhe der Farbtöne am nächsten stehen, wobei gerade an diesem Pflänzchen das Rote innerhalb des Grüns im Charakter einer „Leitfarbe“ — wie bei so vielen Blumenblüten für die Insekten — auftritt, was sich entschieden gut macht. Weiter spielt mit die Sarsensymbolik, die auch beim deutschen Landvolk, vielmehr als man glaubt und ahnt, vorhanden gewesen und noch vorhanden ist: Rot als Farbe des Lebens, der Freude, der leidenschaftlichen Liebe, des Feuers, der Sonnenhitze, aus welchem Grunde ja auch die echt volkstümlich-ländlich geschilderte Rahab der Bibel das blutrote Band am Fenster ihres Hauses aushängt (Johua 2, 12—18; 6, 17—25) und die ausziehenden Israeliten ihre Türpfosten rot anstrichen. Aber auch jedem Menschen ohne solche Empfindungen, die ja meist „unter der Schwelle des Bewußtseins“ schlafen, müßte das



lebhaft frische Pflänzchen so sehr Auge und Herz erfreuen, daß er es lieb gewönne. Gerade aber wegen des tieferen Sinns als Liebeszeichen pflanzt unser Landvolk rotblühende Blumen: Geranium, brennende Liebe, Rosen, Nelken. — Die letzteren sind insbesondere die Lieblinge unserer das Vorgebirge bewohnenden Leute (im Riesengebirge), wie in und um Hirschberg selbst, meist in der Form von Hänken. — In der heiligen Schrift ist die Nelke nicht genannt, während der Nazarener über eine andere rote Blume sehr deutlich sein Wohlgefallen ausgesprochen hat, über die rote Feuerliebe (oder den Türkenbund). Beide finden sich häufig bei den Alemannen im Schwarzwald, nicht zwar in Töpfen, sondern im Garten. — Wiederum in dem altschlesischen Hinterlande von Hirschberg existiert als sehr häufiges und beliebtes Fensterblümchen das „fleißige Lieschen“ (da und dort hat es noch andere Namen), ein zartes Pflänzchen mit saftig-dicken Stengeln und roten Blüthen, die das ganze Jahr nicht ausgehen; es ist sonst ein einfaches und bescheidenes Gewächs, eine Begonienart, Begonia semperflorens.

Warnatsch (Glogau): **Andreas Gryphius.** Zum Gryphius-Gedenktage erschien eben das Buch: „Andreas Gryphius. Auswahl aus seinen Dichtungen zur Dreihundertjahrfeier seiner Geburt unserer Sprache angepaßt, erläutert und eingeleitet durch Prof. Dr. Otto Warnatsch.“ (Verlag Hellmann in Glogau. Preis 1,80 M.) In vier Abschnitten bespricht der Verfasser die Trauerspiele, die Lustspiele, die Lyrik und schließlich das Leben des Dichters. Bei jeder der drei ersten Abteilungen sind gut gewählte Proben aus Gryphius' Werken eingefügt: so beim Trauerspiel Szenen aus „Leo Armenius“, beim Lustspiel der erste Aufzug der zur Festfeier in Glogau zur Aufführung gelangten „Geliebten Dornrose“ in schlesischer Mundart (von den anderen Aufzügen die genaue Inhaltsangabe), bei der Lyrik auserlesene Stücke der Oden, der Sonette und der Epigramme. Bei der als Anhang beigefügten Darstellung des Lebens des Dichters stützt sich Professor Warnatsch auf die neuesten Forschungen, die er selbst durch wertvolle Feststellungen bereichert hat. Es will vom Standpunkt der heutigen Forschung über Gryphius der Wahrheit dienen und zugleich leicht verständlich und anregend sein. Zum ersten mal wird hier der Versuch gemacht, Gryphius' Dichtungen in der heutigen Sprache wiederzugeben, was nicht ohne Schwierigkeit und kleine Änderungen selbst im Reim möglich ist. Indessen die Glogauer Mundart der Geliebten Dornrose, die fast unverändert noch im Umkreise dieser Stadt gesprochen wird, in unser Schrift-Deutsch umzugießen, wäre ein Verbrechen an dem Dichter und der Dichtung gewesen, deren Hauptreiz in der heimischen Mundart liegt.

Geldene Hochzeit. Am 15. Oktober feierte der langjährige, treubewährte Schriftführer des Hauptvorstandes, Herr Rechnungsrat Jeschke mit seiner Frau Gemahlin das Fest der goldenen Hochzeit in körperlicher wie geistiger Frische. Möge ihnen noch ein langer glücklicher Lebensabend beschieden sein!

Dr. Wiedemann †. Am 18. November starb zu Görlitz der Vorsitzende der dortigen Ortsgruppe des R.-G.-V. Herr Stadtschulrat Dr. Wiedemann. Er war ein begeisterter Freund der heimatischen Berge und ein treuer Förderer der Bestrebungen unseres Vereins.

Heinrich Schubert (Schweidnitz): Der Scholzenberg bei Hirschdorf. Unter denjenigen Bergen des Hirschberger Tales, welche — wie der Prudelberg bei Stonsdorf, das Zwillingpaar der Falkenberge bei Jannowitz, die Heinrichsburg bei Märzdorf u. a. — wegen ihrer vereinzelt Lage einen vortrefflichen Ausblick auf das Tal und namentlich auf die ganze Kette des Riesengebirges gewähren, nimmt der Scholzenberg bei Hirschdorf eine hervorragende Stelle ein. Ältere und neuere „Führer durch das Riesengebirge“ versäumen darum nicht, auf diesen Berg mit seiner umfassenden Rundschau aufmerksam zu machen. Ich nenne nachfolgend diejenigen, die mir gerade zur Hand sind, und führe daraus die bezüglichen Stellen an. Prudlo sagt in seinen „Bergausichten“ (1854): Der Scholzenberg wird wegen seiner niedrigen Lage, die selbst den Schwachen zum Besteigen einladet, und wegen seiner niedlichen und dennoch reizenden Aussicht, die nach dem hohen Gebirge, der Warmbrunner und Hirschberger Gegend geht, sehr viel bestiegen; kaum dürfte es einen Tag geben, an dem oben keine Badegäste aus Warmbrunn zu

finden wären. Für Erfrischungen ist oben durch den Kaffeewirt gesorgt. W. Scherenberg schreibt in seinem „Handbuch für Sudeten-Reisende“ (1846): Vom Scholzenberge hat man eine entzückende Aussicht auf Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf, Schreiberhau, Voigtsdorf, Hirschberg und das dahinter liegende Vorgebirge, sowie über den ganzen Zug des Riesens und Schmiedeberger Kammes. Am Abhange des Hügels steht eine vielbesuchte Restauration. In Dörings Schrift „Warmbrunn und das Hirschberger Tal“ (1853) lesen wir: Vom Scholzenberge hat man eine ähnliche Aussicht wie vom Wehrichsberge, der vielleicht die schönste Ansicht des Hochgebirges gewährt. Das auf der Höhe errichtete Belvedere von nur wenigen Stufen müßte der Besuchenden viele herbeiziehen. Eine Restauration sorgt für die Aufnahme der Besucher. Die „Wanderungen durch das Riesens- und Isergebirge“ von Mosch (1854) beschreiben die Aussicht vom Scholzenberge folgendermaßen: Von der Höhe des Scholzenberges breitet sich vor unsern Augen eine entzückende Aussicht auf Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf, Schreiberhau, Voigtsdorf, und Gotschdorf und auf der nördlichen Seite auf Herischdorf und die Stadt Hirschberg mit dem dahinter liegenden Vorgebirge aus. Sie erscheint in den schönsten Beleuchtungen im Glanze eines lieblichen Morgens und in der Glut eines heiteren Abends; über allem schwebt aber dann im Dufte mäßiger Ferne das Hochgebirge. Ein Haus zum Schutze der Besucher bei Wind und Wetter liegt auf dem Abhange des Berges. Kuhnert, der die „Wanderungen“ von Mosch ausgearbeitet hat (1864), begnügt sich mit den kurzen Worten: Unweit Warmbrunn liegt der Scholzenberg, der ein Gesellschaftshaus und einen Aussichtsturm trägt. Lehner in seinem Buche „Riesengebirge und die Grafschaft Glatz“ (5. Aufl. 1883) schreibt: Der Scholzenberg hat eine Kaffeewirtschaft und bietet einen prächtigen Anblick des Gebirges, namentlich aber ist die Aussicht von der Plattform des Aussichtsturmes aus ganz besonders schön. Endlich ist noch zu erwähnen, daß das von H. Hinz gezeichnete und im Verlage von Max Woywod in Breslau († 17. 1. 1910) erschienene vortreffliche „Panorama vom Riesengebirge“ vom Scholzenberge aus aufgenommen worden ist. Einige geschichtliche Notizen über diesen Berg und seine nächste Umgebung bedürfen wohl keiner Entschuldigung für ihr Erscheinen im „Wanderer“. Am 18. März 1281 schenkte der Herzog Bernhard, Herr von Löwenberg, den Johannitern den Ort calidus fons (Warmbrunn) und gewährte den Ansiedlern daselbst 20 Jahre Steuerfreiheit¹⁾, und am 20. März 1288 gab der Herzog Bolko I., Herr in Löwenberg, dem Komtur in Warmbrunn in einer in Hirschberg ausgestellten Urkunde die Erlaubnis, in Herischdorf, jezt Herischdorf, einen Kretscham für ewige Zeiten zu errichten, der immer im Besitze des Ordens der Johanniter sein sollte.²⁾ Offenbar ist dies der heute noch in Herischdorf vorhandene Gerichtstretscham, auch Erbscholtisei genannt, womit in früheren Zeiten das Schulzenamt erblich verbunden war. Diese Einrichtung ist längst verschwunden, nur der Name „Gerichtstretscham“ hat sich erhalten. Sein jetziger Besitzer heißt Hugo Ernst. Die zu dieser Scholtisei gehörigen beträchtlichen Ländereien erstreckten sich von Herischdorf aus in s. s. ö. Richtung bis an die Stonsdorfer Straße. Zu ihnen gehörte auch der hier in Rede stehende Berg, der nach der Scholtisei den Namen „Scholzenberg“ erhielt und heute noch so genannt wird. Wie lange sich die Äder, Berge und Wälder im ungeteilten Besitze befunden haben, läßt sich jezt nicht mehr urkundlich feststellen; nur so viel ist sicher, daß die vielleicht schon verkleinerten Ländereien im J. 1853 dismembriert wurden, wobei der Scholzenberg ein eigenes Hypothekenblatt erhielt. Nach wiederholtem Besitzwechsel erwarben ihn 1874 die Gebrüder Geffroy, die ihn 1895 an Traugott Schmidt (†) verkauften, welcher inzwischen seine in Kynwasser erbaute Gastwirtschaft „Rübezahl“ an die Schaffgotsch'sche Herrschaft ausgelassen hatte. Schon 1806 befand sich auf dem Scholzenberge ein Schießstand und dabei ein einfacher Kaffeegasthaus. 1846 war, wie oben bemerkt, schon ein Gebäude zur Aufnahme der Besucher und ein wahrscheinlich hölzerner Aussichtsturm vorhanden; Schmidt aber vergrößerte das Restaurationsgebäude, legte die um den ganzen Berg führenden Promenadenwege mit vielen Ruheplätzen an und errichtete mit bedeutenden Kosten den massiven Aussichtsturm. Das Ganze besitzt gegenwärtig die Witwe

¹⁾ Regesten zur schles. Geschichte No. 1656.

²⁾ Ebend. No. 2060.

Schmidt, nach deren Ableben ihr Sohn an ihre Stelle treten wird. Unmittelbar unter dem Scholzenberge und nur durch einen terrassenförmigen Garten von ihm getrennt liegt eine Villa, die 1866/67 von dem damaligen Gemeindevorsteher Rosemann in Hirschdorf erbaut worden ist. Der Plan, hier eine Milchuranstalt zu errichten, konnte wegen der mäßlichen Verhältnisse, in welche der Erbauer geraten war, nicht zur Ausführung gelangen. Die Villa mußte verkauft werden und befindet sich nach mehrmaligem Besitzwechsel seit 1901 in den Händen des Rentners Weber. Am Fuße des Scholzenberges errichtete der Maurermeister Gottwald seit 1906 auf angekauften Bauerädern eine stattliche Villenkolonie. Sie besteht gegenwärtig aus über 30 Einfamilienhäusern, die von evangelischen Geistlichen, welche sich im Ruhestande befinden, von sonstigen Beamten und von Rentnern erworben worden sind und in ihrer gefälligen Bauart mit den hübschen Gärten einen sehr gefälligen Eindruck machen. Westlich davon liegt die sogenannte russische Kolonie (jetzt Tannenberga), die seit ungefähr 65 Jahren besteht und von Polen und Russen, die der Bäder wegen nach Warmbrunn kamen, gegründet worden ist. (?) An der Stelle der jetzigen Villen mit ihren alten Gärten standen früher ärmliche Weberhäuser.

Sgfr. Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): **Griesensteine.** Im Novemberhefte des „Wanderers“ ist der Bericht eines Ausfluges nach den Griesensteinen enthalten und darin bemerkt, an der berühmten Buche habe Friedrich d. Gr. ausgerufen „Ja, es gibt nur ein Schlesien!“ Diesen Ausspruch hat der König meines Wissens aber nicht an erwähnter Stelle, sondern am „Ausgepann“, dem höchsten Punkte der alten Schmiedeberg-Landeschuter Poststraße, getan, von wo man den großartigen Ausblick aufs Gebirge und die beiderseitigen Talgegenden genießt. Bezüglich des Namens „Griesensteine“ scheint die Herleitung von „freie Koppe“ wohl nicht anwendbar, vielmehr vom Personennamen Gries, wovon die Buchstaben D. v. F. die auf einem Grenzsteine (am Wege von den Griesensteinen nach dem Ochsenkopf) eingegraben sind, mehr Zeugnis geben. Sie wurden uns wenigstens vor etwa 20 Jahren von dem inzwischen verstorbenen alten Förster Geisler in Rothenzechau als Abkürzung von „David von Griesen“ versichert. Wenn nun auch dieser Name als der eines Besitzers in den Kirchenbüchern der Grundorte nicht auffindbar sein sollte, so schließt dieses doch die Richtigkeit der Angabe noch nicht aus. Jener v. Griesen kann ja noch vor Anlegung der Urkundenbücher dort ansässig gewesen sein. In Betracht kommt auch der Umstand, daß die meisten Felsenbenennungen von Personennamen herkommen. Und für die Griesensteine klingt der Name besonders dafür sprechend, auch verdient bis zu genauerem Nachweise die Herleitung vom angegebenen Namen doch wohl noch einige Geltung.

Sgfr. Böds, Luftschiffer (im Felde): **Kriegerisches Leben in Heide und Moor!** Es ist ein merkwürdiges Land, weit und breit liegt, so weit der Blick reicht, die dunkle, von Niedriggras geprenkelte Fläche, winzige, gichttrante Birken strecken hier und da ihr durchsichtiges Geäst in graue ewigneblige Luft; ist das Wetter mal klar, umfaßt der Blick ganz diese monumentale Unendlichkeit, die wenig durch blaue Schatten der Wälder, oder lustiges Rot von Hausdächern und winkenden Kirchturmspitzen belebt ist. Aber wie selten zieht der Nebel seine Schleier zurück! Wie wenig dürfen wir uns der Sonne erfreuen die meist ungetroffen hinter grauen Wolken ihre Bahn zieht. Nebel, Nässe, flatternde Wolkenfetzen über raschende leblose Gräser, oder stumme starre Ruhe in ein unsichtbares, graues Gewand gehüllt, das ist das Moor, die Heide, der nur die ewig treischende, flinke Möwe Gesellschaft leistet, welche in den breiten Gräben ihre Nahrung findet. Inmitten dieser Gegend hat sich nun ein kriegerisches Völkchen, die Luftschiffer, versteckt vor Späherblicken eingenistet, ein Völkchen, in welchem es sich die Einsiedler so gemütlich wie möglich machen, und sich mit dem Gedanken trösten, der Krieg muß doch einmal ein Ende nehmen, und uns unsere Lieben wiedersehen lassen. Zum Glück ist für Abwechslung gesorgt, die Riesenluftschiffhallen beherbergen Riesenvögel, welche gut gepflegt und gefüttert werden müssen, damit sie stets bereit und leistungsfähig sind, wenn der Oberste Kriegesherr sie wieder zur Front schickt, um fürs Vaterland zu kämpfen; eine eigene Gasanstalt ist nötig, um sie zu befeuern. Und wie stolz fühlt sich jeder Luftschiffer, wenn der Riesenvogel seine Schwingen mit betäubendem Lärm

bewegt, und seinen Käfig verläßt, um sich in kühnem Stuge über Heide und Meer zu erheben, begleitet von herzlichen Segenswünschen der Zurückbleibenden; vielen Spaß macht es jedesmal, wenn die Möwen wütend auf den ihnen ganz unbekannten Genossen losrasen. Und die stillen Heidebewohner sehen diesem Einbruch in ihr Revier staunend zu, diese Moormenschen, welche man sich einfacher nicht denken kann, der ewige Nebel scheint sich wie ein Druck auf ihr Gemüt zu legen, aber sie sind stets freundlich und zuvorkommend, verkaufen gern ihre Erzeugnisse an Lebensmitteln zu einem ziemlich bescheidenen Preis, sie sind von der Höchstpreiskultur noch nicht so sehr belect, Brot-, Butter- und Fleischmarken noch bis jetzt ein unbekannter Begriff. So bescheiden die Bewohner, so sind auch ihre Heidekirchen; immer nur 60 Mann der evangelischen Mannschaften können Platz finden, der Glockenturm scheint für das Gotteshaus zu schwer zu sein, denn er ist daneben gebaut, mitten im Gottesacker, die katholischen Kameraden aber müssen eine größere Reise mit der Bahn zum Gottesdienst machen, da der Griesenstamm fast ganz evangelisch ist. Um diesen Missetänden aus dem Wege zu gehen, wurden die Luftschiffhallen Sonntags zu Kirchen verwandelt, und es ist wirklich erhebbend, wenn unter gerade anwesenden Zeppelinen von einem mit Kriegsschlaggen geschmückten Altar der Geistliche Gotteswort verkündigt, und der Gesang der Soldatenteilen von einer Militärkapelle begleitet, die mächtige Halle durchbraut. Wenn dann langsam abends die Lichter in den Baraden verlöschen und der Hornist das Signal zum Schlafengehen gegeben hat, dann verraten der weiten Umgebung nur noch die beiden Scheinwerfer, daß etwas Wichtiges in der Nähe ist, um den Himmel nach feindlichen Gliedern abzusuchen. Aber nun tut sich eine neue Welt im Moor den erstaunten Blicken dar, die Irrlichter tauchen auf, zuerst eins, dann zwei, dann eine ganze Gesellschaft, tanzen ihren gespenstischen, lautlosen Ringelreihen, haschen und äffen sich, eine bewegliche, unheimliche Sippe, die schon manches Moorwanderers Leben auf dem Gewissen haben sollen. Der Volksmund nennt sie die Helfershelfer des Moorterls, jenes riesenhaften schwarzen Gesellen der aus seinen feuchten, dunklen Gründen auftaucht, und die letzte Arbeit verrichtet, wenn ein ahnungsloses Opfer von dem sichern Weg in sein todbringendes Reich gelockt ist. Den habe ich, Gott sei Dank, noch nicht gesehen. Und wenn dann früh der Hornist mit seinem Ruf das militärische Leben wieder weckt, dann lassen auch die Griesen ihr Vieh hinauszuziehen in ihre Hürden, um das wenige Gras abweiden zu lassen. Aber in dieser Dämmerung kehren schon Zeppeline zurück von ihrer nächtlichen Kriegsfahrt, und werden nach einigen sich immer tiefer neigenden Kurven in ihr Heim geführt. Das ist der fast tägliche Beginn des kriegerischen Lebens in Moor und Heide.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: **Wenn am Baum die Lichter brennen.** Ein fröhliches Buch von der Weihnacht für unsere Jugend von Wilhelm Müller-Rüdersdorf, in Pappband M. 1,60, in Leinen M. 2,—. Hr. Seybold's Verlagsbuchhandlung, München. Für unsere nach Freude und Fröhlichkeit hungernde Zeit, insbesondere zur Unterhaltung unserer Jungen und Mädchen, beschert uns der begeisterte Schilderer unseres Jsergebirges, Wilhelm Müller-Rüdersdorf hier eine köstliche Christfestgabe. Spannende und erhebbende Erzählungen, Gedichte usw. von einer Reihe unserer bedeutendsten Dichter verfaßt, sind in dem vorliegenden Buche vereinigt. Auch der reifere Leser möge mit dem Vertrauen auf die Gewinnung einiger sonniger, echt weihnachtlicher Stunden darnach greifen. Unser Wilhelm Müller, der einst in Querbach amtierte, ist schier unerschöpflich und ungemein vielseitig.

Entbehrliche Nummern des „Wanderers“ vom 1. März 1914 (377) werden zurückerbeten, z. H. des Herrn Postmeister a. D. Beck, Hirschberg (Schl.)

Museum des R.-G.-V.
geöffnet an jedem **Dienstag** und **Donnerstag** von 10—12 Uhr und **Donnerstag nachmittag** von 2—4 Uhr. — **Eintrittspreis 25 Pf.**, Mitglieder des R.-G.-V. — auch deren Frauen und Kinder — frei, **Sonntag** von 11— $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, Eintritt frei.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.